

Georg Bossong

FREIHEIT, GLEICHHEIT – MEHRSPRACHIGKEIT!

[(125) Max Dorner/ Philipp Haussmann/ Jürgen Keicher (eds.), *Sprachbuch*. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen 2003, 214-235]

Ich schreibe dies am 14. Juli, in der Stadt der Revolution. Hier in Paris wurde die Parole ausgegeben, die wie wenig andere den Gang der Menschheitsgeschichte verändert hat: *liberté égalité fraternité*.

Liberté chérie: wir wissen, was Freiheit ist; wir haben erfahren, was ihr Verlust bedeutet und sind bereit, ihren Feinden entgegenzutreten. Brüderlichkeit, Solidarität: wer hätte sie nicht gebraucht, erfahren, gegeben? Aber was ist Gleichheit? Was bedeutet sie: alle sollen gleich sein? oder alle sollen gleich behandelt werden? Es liegt nahe, das Postulat der Gleichheit so zu verstehen, dass alle die gleichen Rechte (und Pflichten) haben sollen, und genau in diesem Sinne haben es die Revolutionäre von 1789 gemeint. Aber was heisst das, gleiche Rechte? Welche praktischen Konsequenzen sind aus dem allgemeinen Postulat zu ziehen? Und ganz konkret, im Hinblick auf die Frage der Mehrsprachigkeit: was bedeutet Gleichheit der Rechte (und Pflichten) in Bezug auf die Sprache? Gibt es ein Menschenrecht auf Gleichbehandlung der eigenen Sprache? Was ist, wie definiert man die „eigene Sprache“ eines jeden Einzelnen? Wie kann die Gleichbehandlung umgesetzt werden? Das spannungsvolle Wechselverhältnis von Gleichheit und Mehrsprachigkeit ist Gegenstand der folgenden Überlegungen.

Beginnen wir mit den Erfahrungen der Französischen Revolution. Gleichheit, das bedeutete zuallererst einmal, dass alle Bürger (*citoyen* war das neue Zauberwort) gleiche Rechte geniessen, dass die Privilegien der führenden Klassen abgeschafft werden und dass ausnahmslos alle Angehörigen der Nation uneingeschränkt am nationalen Leben teilhaben. Sehr bald wurde sich die Revolutionsregierung darüber klar, dass es für die Teilhabe am nationalen Leben eine elementare Voraussetzung gibt: eine Sprache, in der man sich verständigen kann. Schon 1790 wurde Abbé Grégoire damit beauftragt, eine Bestandsaufnahme der Sprachsituation in Frankreich durchzuführen; dies war, modern formuliert, die erste soziolinguistische Datenerhebung überhaupt. Das Ergebnis dieser Untersuchung war für die Revolutionäre erschreckend: nur ein Bruchteil der Bevölkerung von Frankreich war des Französischen mächtig. Die grosse Mehrheit sprach bäuerliche Dialekte oder ganz andere Sprachen, wie Okzitanisch, Bretonisch, Baskisch, Katalanisch, Korsisch, Flämisches und Elsässisches. Unter dem Ancien Régime hatte sich niemand dafür interessiert, welcher

Sprache sich die Volksmassen bedienten. Am Hof von Versailles pflegte man ein von allen Provinzialismen gereinigtes Französisch, eine Universalsprache, die sich europaweit ausgebreitet hatte: von Lissabon bis Friedrichs Sanssouci und bis Sankt-Petersburg, parlierte der Adel in der Sprache des Sonnenkönigs. Die Sprache des „Pöbels“ (von *peuple* „Volk“) war völlig belanglos, solange er stillhielt und gehorchte. Nun war das Volk über Nacht zur Nation geworden; die Dekrete der Revolutionsregierung mussten nicht nur ausgeführt, sondern auch im Detail verstanden und gebilligt werden, und alle waren gehalten, bei der Gestaltung des neuen Gemeinwesens aktiv mitzuwirken. Wie war in dieser Situation die Sprachenfrage zu behandeln? Die Französische Revolution hat nacheinander die beiden diametral entgegengesetzten Wege beschritten, die es für diese Frage gibt; sie hat damit modellhaft die Lösungsalternative vorexerziert, innerhalb derer wir uns auch heute noch bewegen. Im Kern geht es dabei um die oben formulierte Frage: was ist Gleichheit? In einer ersten Phase ging man den Weg der Gleichheit durch Vielfalt. Was heisst das?

Die sprachliche Vielfalt ist gleichsam der Naturzustand des Menschen. Die eine Sprachfähigkeit der Menschheit ist von Anfang bis heute in die tausendfach sich verästelnde Vielgestaltigkeit der Sprachstämme/ Sprachfamilien/ Sprachen/ Dialekte/ Subdialekte aufgespalten. Wie Jean-Jacques Rousseau, einer der Vordenker der Revolution, dies formuliert hat: „La parole distingue l’homme entre les animaux: le langage distingue les nations.“ Wenn man diesen Naturzustand als unveränderliche Gegebenheit hinnimmt, kann Gleichheit nur bedeuten, dass jeder das gleiche Recht hat, sich seiner eigenen Sprache zu bedienen, und dass der Staat verpflichtet ist, sich jedem in seiner eigenen Sprache verständlich zu machen. Dementsprechend hat die Revolutionsregierung Anfang 1790 beschlossen, ihre Dekrete ins Elsässische, Bretonische, Baskische und zahlreiche französische Dialekte übersetzen zu lassen und zweisprachig herauszugeben. Man kam den Menschen in ihrer primären Vielsprachigkeit entgegen und suchte die Teilhabe des Volkes durch Rücksichtnahme auf die Vielfalt der Volkssprachen zu erreichen. Es bildete sich geradezu eine Übersetzungsindustrie heraus; in nur zwei Jahren wurden 124 Bände in allen Sprachen Frankreichs publiziert.

Auf Dauer hat sich in Frankreich dieser Lösungsweg jedoch nicht durchgesetzt. Konterrevolutionäre Aufstände vor allem in der Bretagne, aber auch in anderen Randgebieten mit eigenständiger Sprache, brachten die Regionalsprachen in Misskredit. Das Französische, bis dahin Machtinstrument der Adelskaste, war nun die Sprache der universellen Erklärung der Menschenrechte geworden, Trägerin der revolutionären Ideen, die Anspruch auf Geltung für die gesamte Menschheit erhoben; demgegenüber erschienen die Regionalsprachen wie Elsässisch („l’allemand“) oder Korsisch („l’italien“) immer mehr als Symbol der Reaktion: „Le fédéralisme et la superstition parlent bas breton, l’émigration et la haine de la République parlent allemand, la contre-révolution parle l’italien et le fanatisme parle le basque.“ (Comité de Salut Public 1793). Im jakobinischen Ansatz war die Teilhabe der Volksmassen am nationalen

Leben nur dadurch zur erreichen, dass man die Sprache der Nation für alle verbindlich machte; die primäre Mehrsprachigkeit wurde nun als ein Hindernis auf dem Weg zur nationalen Einheit empfunden. *La république une et indivisible*: dem entsprach auf sprachlicher Ebene das Prinzip der Gleichheit durch Einheit. Alle Dekrete wurden nur noch auf Französisch erlassen; gleichzeitig suchte man, durch die Reform des Bildungswesens die Kenntnisse der Nationalsprache voranzutreiben. Es galt, die primäre Vielsprachigkeit konsequent zurückzudrängen. Gleichheit bedeutet, so gesehen, dass alle die gleiche Sprache sprechen.

Die Sprachpolitik des französischen Staates ist bis heute jakobinisch-zentralistisch geblieben. Die für alle verbindliche laizistische Grundschule wurde gezielt als Waffe zur Ausmerzung der Regionalsprachen eingesetzt. Damit alle Staatsbürger gleich vor dem Gesetz sein können, müssen sie alle dieselben sprachlichen Voraussetzungen mitbringen. Vor allem im ausgehenden 19. Jahrhundert, aber auch noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein sahen es die Grundschullehrer als eine ihrer vornehmsten Aufgaben an, alle lokalen Sprachen und Sprachvarianten zurückzudrängen. Alles Nicht-Französische wurde abschätzig als *patois* behandelt. Lies sich ein Schüler beim Sprechen des *patois* erwischen, wurde er unnachsichtig bestraft und der allgemeinen Lächerlichkeit preisgegeben. Viele *instituteurs* sahen sich in der Tat als Vorkämpfer republikanischer Ideale und beachteten nicht, dass sie in ihrem Eifer für die Nationalsprache ihre Schüler in ihrem Selbstwertgefühl profund traumatisierten. Ein Aspekt der kleinen Revolution von 1968 war es, zu dieser zentralisierenden, alle Unterschiede einebnenden jakobinischen Tradition ein Gegengewicht zu schaffen. In den 60er und 70er Jahren keimten überall Bewegungen auf, deren Ziel es war, die jeweiligen Regionalsprachen nicht nur zu fördern, sondern sie im Bildungswesen und im öffentlichen Leben verpflichtend zu machen. Der französische Staat hat darauf nicht mit Repression, sondern mit Indifferenz und Desinteresse reagiert. Dies hat sich als überaus wirksam erwiesen. Ohne aktive Förderung folgt die Entwicklung regionaler Sprachen der Schwerkraft, die von der Nationalsprache ausgeht. Die Regionalsprachen sind heute fast überall in Frankreich so sehr marginalisiert, dass ihre fortdauernde Präsenz kaum mehr wahrgenommen wird – sie sterben einen leisen Tod.

Ein ganz anderes Bild tut sich auf, wenn wir die Pyrenäen überschreiten. Wir wollen hier auf historische Rückblenden verzichten und uns gleich der Gegenwart zuwenden. In Spanien haben wir in den letzten 25 Jahren das historisch aussergewöhnliche Schauspiel einer vollständigen Abkehr von zentralistischer Vereinheitlichung und einer weitestgehenden Regionalisierung des nationalen Lebens miterlebt. Nach dem Ende der Franco-Diktatur im Jahre 1975 wurde der spanische Staat nicht nur demokratisiert, sondern auch radikal und konsequent regionalisiert. Zu Beginn der 80er Jahre erhielten die drei neben dem Spanischen verbreiteten Sprachen Katalanisch, Baskisch und Galicisch den Status der „Ko-Offizialität“; das bedeutet, dass alle Gesetzestexte zweisprachig sein müssen, dass jeder Bürger das Recht hat, sich in der Regionalsprache an die

Organe des Staates zu wenden und dass jeder Anwärter auf einen Beamtenposten sich einer – mehr oder minder strengen – Sprachprüfung unterziehen muss.

Die gewaltsame Repression aller antizentralistischen Strömungen unter dem Franco-Regime hatte keineswegs das Verschwinden der Regionalsprachen zur Folge, eher hat sie deren Bewahrung befördert, weil so die politische Opposition zum Regime ausgedrückt werden konnte: Katalanisch und Baskisch wurden Symbole des Widerstands. Die neuen Regionalregierungen ergriffen systematische, minutiös geplante und professional ausgeführte Massnahmen zur Förderung der Regionalsprachen. Sie sind heute so präsent wie noch nie in der spanischen Geschichte. Auch dem oberflächlichsten Touristen kann es kaum entgehen, dass in Barcelona neben dem Spanischen – und heute schon vielfach vor dem Spanischen – das Katalanische seinen Geltungsbereich beansprucht. Und Entsprechendes gilt für die anderen Regionen mit „eigener Sprache“, wie es die spanische Verfassung formuliert. In der postfranquistischen Demokratie der Gegenwart wird das Postulat der Gleichheit ganz klar als Anerkennung der Vielfalt interpretiert.

Die hieraus entstehenden Folgen sind durchaus widersprüchlich. So gewiss sich Baskisch, Katalanisch und Galicisch ihre Gleichheit mit dem Spanischen und damit ein Stück bürgerliche Freiheit erkämpft haben, so gewiss ist es auch, dass keineswegs alle Spanier mit den Ergebnissen glücklich sind. So mancher, der die jeweilige Regionalsprache nicht oder nur unzureichend beherrscht, fühlt sich als Fremder im eigenen Land. Andere, die zur vollkommenen Beherrschung der Regionalsprache in Schrift und Rede viel Zeit und Kraft aufwenden (aufwenden müssen), hinterfragen die Nützlichkeit einer solchen Investition.

Als aussenstehender Beobachter reibt man sich erstaunt die Augen. Auf der einen Seite ist die offizielle Gleichstellung der Regionalsprachen mit der Nationalsprache eine demokratische Leistung ersten Ranges, ein Quantensprung in der Gewinnung neuer Freiheiten, der in Europa wenig Parallelen kennt und überall in der Welt als vorbildlich anerkannt wird. (So erstaunt es nicht, dass Vertreter der sprachpolitischen Abteilung der katalanischen Regionalregierung in den mittelasiatischen Nachfolgerepubliken der Sowjetunion als Experten für die friedlichen Lösung von Sprachkonflikten gefragte Gastredner und Berater sind; oder dass sich die Regierung Boliviens der Theorien und Terminologien der spanischen Soziolinguisten zur Bewältigung ihrer Sprachprobleme bedient.) Auf der anderen Seite muss man sich, bei aller Freude und Anerkennung, doch auch fragen, welche Chancen Sprachen wie Baskisch, Galicisch und Katalanisch in der Welt von morgen haben werden – allein schon in einem Europa, das heute mit seinen Übersetzerdiensten 72 Sprachenpaarungen abdecken muss und das mit der Aufnahme von 10 neuen Staaten mit jeweils eigener Sprache, von Litauisch über Slowakisch und Ungarisch bis Maltesisch, definitiv an die Grenze der Machbarkeit gestossen ist. Umso mehr gilt dies in einer weltweiten Perspektive: kann man es verantworten, dass in einer Welt, in der das Englische absolut

dominiert, das Spanische, eine der ganz wenigen noch verbliebenen Sprachen von internationaler Reichweite, in seinem eigenen Ursprungsland entscheidend geschwächt wird?

Der summarische Vergleich der aktuellen Sprachsituation in unseren europäischen Nachbarländern Frankreich und Spanien hat einige Grundsatfragen deutlich werden lassen, Widersprüche, denen auch schon die französischen Revolutionäre begegnet sind, als sie nach dem Zusammenbruch des *Ancien Régime* die Welt gleichsam neu erfinden mussten. Auf die kürzestmögliche Form gebracht: Gleichheit durch Vielfalt oder Gleichheit durch Einheit? Gleichheit als Gleichbehandlung aller Sprachen? oder Gleichheit als die gleiche Sprache für alle? Ich will im Folgenden versuchen, eine nuancierte Antwort auf dieses Grundproblem zu formulieren.

Es scheint gleichermassen abwegig, den Pol der Vielfalt wie den Pol der Einheit als alleinige Lösung zu propagieren. Ein realistischer und an demokratischen Grundwerten orientierter Lösungsweg muss sich vor jeder Einseitigkeit, vor jeder Verabsolutierung hüten; muss navigieren zwischen der Skylla der Uniformität und der Charybdis der Zerfaserung.

Sprachliche Vielfalt ist eine anthropologische Konstante. Ob alle heutigen Sprachen letztendlich von einer einheitlichen Ursprache abstammen, lässt sich wissenschaftlich wohl nicht endgültig beantworten und ist für aktuelle Fragestellungen ohnehin nicht relevant. So weit sich die Menschheitsgeschichte rekonstruieren lässt, hat es immer sprachliche Vielfalt gegeben. Auch ursprünglich einheitliche Sprachen tendieren zur Dialektalisierung, zur Fragmentierung und Abspaltung neuer, sich verselbständigender Varianten. Konrad Lorenz sprach, in Anlehnung an Eric Ericson, von „Pseudo-Speziation“: obschon wir alle derselben biologischen Spezies angehören und biologisch miteinander kommunikations-, sprich zeugungsfähig sind, gleich welcher „Rasse“ wir angehören, verhalten wir uns auf der Ebene der Sprache wie Pseudo-Arten: über Sprachgrenzen hinweg sind wir zur Kommunikation nicht in der Lage (zumindest nicht ohne die Anstrengung des Erlernens von Fremdsprachen). Auf diese Weise bilden sich grössere und kleinere Gruppierungen innerhalb der Menschheit, die durch Kommunikationsbarrieren voneinander getrennt sind. Die sprachliche Vielfalt ist von kulturellen oder politisch-sozialen Gegebenheiten grundsätzlich unabhängig, sie ist untrennbar mit der universalen menschlichen Sprachfähigkeit verbunden. Aus der Sicht einer Logik der Zweckmässigkeit scheint es wünschenswert, dass alle Menschen nur eine Sprache sprechen. Aber die Vielfalt der Sprachen ist nicht hintergebar; keine rationale Sprachpolitik kann von dieser Konstante abstrahieren.

Die Sprachsituation im „globalen Dorf“, in dem wir heute leben, wird vom Widerstreit zweier Kräfte bestimmt; man kann diesen grundlegenden Antagonismus mit den Schlagwörtern Effizienz und Identität auf eine kurze Formel bringen.

Auf der einen Seite dringen nationale und internationale Verkehrssprachen immer weiter vor, werden ungezählte Kleinsprachen marginalisiert und sterben schliesslich ab. Diese Tendenz zur Vereinheitlichung steht im Zeichen einer Optimierung der kommunikativen Reichweite, sprachliche Uniformisierung folgt einer Logik der Effizienzsteigerung: je mehr Menschen in einer Sprache kommunizieren, desto besser. Ganz gewiss ist Gleichheit durch Einheit ökonomisch sinnvoll.

Auf der einen Seite erleben wir aber auch die Forderung nach Anerkennung der Rechte von Minderheiten, auch kleiner und kleinster Menschengruppen, die ihre Identität behaupten wollen und sich dem unaufhaltsam scheinenden Vormarsch der Uniformisierung entgegenstellen. Überall auf der Welt beobachten wir eine Renaissance der Regionalkulturen, als Gegengewicht zu einer Globalisierung, zu deren Schattenseiten es gehört, dass sie gewachsene Vieltaligkeit missachtet und überrollt. Gleichheit durch Vielfalt entspricht einem tiefen, anthropologisch fundierten Bedürfnis.

Malen wir uns einen Augenblick aus, was es bedeuten würde, wenn diese beiden antagonistischen Kräfte sich völlig ungehindert entfalten könnten.

Eine Maximierung der Effizienz bedeutet in letzter Folgerichtigkeit, dass die sprachliche Vielfalt verschwindet und die ganze Menschheit nur noch eine Sprache spricht – der alte Traum vom Turmbau zu Babel: die Einheitssprache ermöglicht eine Effizienzsteigerung, welche die Türme in den Himmel wachsen lässt.

Wir sind heute der Erfüllung dieses Traumes in einem gewissen Sinn so nah wie noch nie in der Menschheitsgeschichte. Die Einheitssprache existiert, ganz konkret und real: das Englische. In vielen Bereichen haben wir doch schon längst unsere angestammten Sprachen aufgegeben und sind zum Englischen übergegangen. Wozu noch Deutsch/ Französisch/ Spanisch, gar Katalanisch/ Baskisch/ Bretonisch, wo uns doch das Mittel zur Menschheitsverbrüderung zur Verfügung steht, diejenige Sprache, die es endlich erlaubt, alle Kommunikationsbarrieren zu überwinden? Anstelle von Statistiken will ich ein paar Beispiele für den unaufhaltsamen Vormarsch des Englischen anführen, Streiflichter, die den Fortschritt der Effizienz durch Vereinheitlichung beleuchten.

In der kleinen Schweiz, die sich auf ihre Mehrsprachigkeit so viel zugute hält, ist das Englische längst zur fünften Landessprache avanciert, zum Idiom der Verständigung nicht nur im internationalen Verkehr, sondern auch zwischen den verschiedensprachigen Regionen im Lande selbst. Das Englische ist omnipräsent, von der Werbung auf den Fassaden der Städte bis zu den naturwissenschaftlich-medizinischen Forschungsprojekten, die beim Berner Nationalfonds auf Englisch eingereicht werden müssen.

Frankreich reckt die Fahne des Widerstands gegen die fortschreitende Anglisierung so hoch empor wie kein anderes Land. Und dennoch publiziert das Institut Pasteur seit einigen Jahren nur noch auf Englisch. Und dennoch gilt für die europäische Eingreiftruppe, die heute das *Défilé* auf den Champs Élysées angeführt hat, das Englische als Verständigungssprache, obgleich die Etablie-

zung dieser Truppe gegen die angelsächsische Dominanz gerichtet ist und obgleich die ihr angehörenden Soldaten Französisch, Niederländisch, Spanisch, Deutsch und Luxemburgisch sprechen – kein einziger hat Englisch als Muttersprache!

Malaysia hat 2002 den gesamten Schulunterricht in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern auf Englisch umgestellt, gegen den Widerstand konservativer Kreise, die am Malaiischen festhalten wollten. Ohnehin nimmt in der grössten Buchhandlung des Landes in Kuala Lumpur die Nationalsprache Malaiisch nur einen sehr bescheidenen Platz ein, es umfasst eben einmal ein kleines Regal, vielleicht zwei Prozent des Gesamtbestandes, der zu einem Viertel chinesisch und zu drei Vierteln englisch ist. Und das, obgleich das Malaiische, zusammen mit seiner Variante Bahasa Indonesia, eine der grossen Sprachen der Welt ist, mit schätzungsweise 40 Millionen Muttersprachlern und annähernd 200 Millionen Sekundärsprechern.

Also, wozu noch Luxemburgisch, Korsisch oder Gälisch? wozu noch Dänisch, Polnisch oder Griechisch? und in letzter Konsequenz: wozu noch Deutsch, Italienisch, Französisch? wozu Russisch, Malaiisch oder Japanisch? Wird nicht alles, was wirklich zählt, längst auf Englisch abgewickelt? Noch nie in der Menschheitsgeschichte gab es eine Sprache, die dem Ideal der Universalität so nahe gekommen wäre wie das Englische. Noch nie gab es eine Sprache von solcher Effizienz.

Und dennoch schaudert einen der Gedanke einer totalen Uniformisierung im Namen der totalen Effizienzmaximierung. Sollen wir wirklich in Zukunft alle in einer standardisierten Einheitssprache ohne Farbe, ohne Geruch, ohne Geschmack miteinander kommunizieren? Ist dies der ideale Endzustand: wir alle radebrechen ein *Basic English* ohne Ecken und Kanten? Eine solche Utopie gleicht einer Horrorvision, und dementsprechend regt sich überall auf der Welt der Widerstand gegen die Dampfwalze der Vereinheitlichung, beobachten wir überall Versuche zur Selbstbehauptung auch kleiner und kleinster Sprachen. Trotzdem muss man sich die Grenzen des Partikularismus vor Augen führen: die Folgen ungehemmter Fragmentierung wären nicht minder erschreckend. Betrachten wir wiederum ein paar Beispiele.

Das grosse demokratische Experiment des postfranquistischen Spanien, die Regionalsprachen Baskisch, Katalanisch und Galicisch zu officialisieren, wurde oben schon beschrieben. Manche stehen diesem Experiment skeptisch bis ablehnend gegenüber, es hat aber eine gewisse innere Logik. Aber wo soll die Grenze gezogen werden? Ist es sinnvoll, ist es machbar, auch dem Asturischen einen Status als kooffizielle Sprache einzuräumen? Immerhin wird es von etwa einer halben Million Menschen gesprochen, es gibt eine eigene Sprachakademie, und man übersetzt sogar Werke der Weltliteratur in diese Varietät, die lange Zeit lediglich als Dialekt des Spanischen galt. Und wenn das Asturische solchermaßen privilegiert wird, warum dann nicht auch das Aragonische, das in ein paar Pyrenäentälern noch ein Schattendasein fristet; und warum nicht das Aranese, ein Bündel von okzitanischen, also südfranzösischen Dialekten, die

in einem einzigen Pyrenäental auf spanischer Seite fortbestehen und heute von seinen wenigen tausend Sprechern liebevoll gepflegt werden? Ja, warum sollte man nicht den einzelnen Varianten des Aranesischen die gleichen Rechte zustehen? Soll am Ende jedes Dorf seine eigene Sprache uneingeschränkt ausbauen? Soll wirklich jeder Einzelne in seiner angestammten Mundart alle Lebenslagen bewältigen? Wenn gleiches Recht für alle so verstanden wird, dann wäre eine solche totale Identitätsmaximierung die logische Konsequenz.

Ein anderes Beispiel. Auf Russisch gibt es ein unabsehbar reiches, alle Gebiete umfassende Schrifttum, sowohl literarisch als auch wissenschaftlich-technisch. Trotzdem hat sich das kleine Georgien von dieser so lange dominanten Sprache abgenabelt und ein eigenes Schrifttum geschaffen, das einen internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht – in einer Sprache, die zwar auf eine Geschichte von eineinhalb Jahrtausende zurückblicken kann, die aber heute die Muttersprache von nicht mehr als vier Millionen Menschen ist. Und wenn schon das Georgische zur Nationalsprache ausgebaut wird, was geschieht dann mit dem Mingrelischen, das mit dem Georgischen ungefähr so verwandt ist wie Deutsch und Niederländisch und das es auf etwa eine halbe Million Sprecher bringt? Was gar mit dem Abchasischen, das mit dem Georgischen ebensowenig verwandt ist wie Deutsch und Chinesisch und dessen Sprecherzahl bei etwa Hunderttausend liegt? Und soll man noch weitergehen und die sowjetische Tradition beibehalten, nach der das kleine Abchasien mit den beiden Schriftsprachen Abchasisch und Abasinisch beglückt wurde, gemäss dem von Stalin ebenso zynisch wie systematisch befolgten Prinzip „Teile und herrsche!“? Fragmentierung ad infinitum? Was sind die Konsequenzen für die kleine Republik Georgien mit ihren fünf Millionen Einwohnern? Wo bleibt die kommunikative Effizienz, wenn das Prinzip der Identitätsbewahrung auf die Spitze getrieben wird?

Dies sind keine akademischen Fragen, keine Probleme, die den Sprachwissenschaftler in seiner stillen Gelehrtenstube beschäftigen. Der blutige Kampf der Abchasen gegen die georgische Zentralregierung liegt noch nicht lange zurück. Fast täglich bomben uns Korsen und Basken ins Gedächtnis, was sie vom französisch- oder spanischsprachigen Zentralismus halten. Und so wie das vielsprachige Imperium der Zaren und Sowjets zerfallen ist, so wie der Balkan an seinen sprachlich definierten Sollbruchstellen tatsächlich zerbrochen ist, so drohen dem viertgrössten Staat der Welt, Indonesien, in absehbarer Zukunft noch viele Zerreihsproben nach Art der Aceh im nördlichen Sumatra, und so versinkt das einstmals blühende Sri Lanka in dem Blut, das zwischen den indoarischen Singhalesen und den dravidischen Tamilen vergossen wird. Die Welt ist voll von solchen sprachlich-ethnischen Konflikten, bis heute. Nach der Religion ist die Sprache das brisanteste Kriterium der – verteidigten oder angegriffenen – Identität.

Der Traum von der einen Sprache der Menschheit, der Turmbau zu Babel, hat ein im wahrsten Sinne des Wortes biblisches Alter (Genesis 11, 1-9). Ebenso wie dieser Mythos steht aber auch die Geschichte vom „Schibboleth“ in der

Bibel (Richter 12, 5-6), ein Musterbeispiel der mörderischen Ausgrenzung des Fremden auf Grund seiner Sprache: wenn die Ephraimiten dieses Kennwort nicht richtig aussprechen konnten, waren sie als „Fremde“ entlarvt und wurden getötet.

Das Bedürfnis nach Behauptung einer eigensprachlichen Identität ist bis heute ungebrochen. Von diesem Bedürfnis kann man nicht im Sinne einer vordergründigen Effizienzdenkens abstrahieren, man kann es weder verdrängen noch bagatellisieren. Es wird sich immer wieder Bahn brechen. Umso wichtiger ist, dass es domestiziert wird, dass seine zerstörerischen Potenzen soweit gebändigt werden, dass sie keinen Schaden anrichten. Identität ist ein zweiseitiges Schwert: sie bedeutet Affirmation nach innen, positive Bekräftigung der Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe; zugleich aber auch Ablehnung, negative Ausgrenzung der eigenen Gruppe gegenüber allem, was aussen steht und nicht dazugehört. Die eigene Sprache verbindet; aber gerade indem sie verbindet, trennt sie auch. Derjenige, den man nicht versteht, der nur ein unverständliches Kauderwelsch brabbelt, wird als „Barbar“ abgestempelt und so ausserhalb der menschlichen Gemeinschaft gestellt. „Auch du bist ein Ausländer – fast überall“: dieser weise Satz ist an die Aussenmauer der Kirche meiner Heimatstadt gesprüht, einer Kirche, die durch eine Innenmauer in einen evangelischen und einen katholischen Teil getrennt ist. Keiner der beiden Pfarrer hat die Graffiti-Schrift entfernt; sie gibt jedem, der vorübergeht, zu denken.

Effizienz gegen Identität – zwischen diesen beiden Grundkräften im Sprachenprozess muss ein vernünftiger Ausgleich gefunden werden. Gleichheit durch Einheit bedeutet maximale Steigerung der kommunikativen Effizienz, aber auch eine Uniformisierung, die dem tief verwurzelten Bedürfnis des Menschen nach Differenzierung und Gruppenbildung zuwider läuft. Gleichheit durch Einheit bedeutet Verarmung durch Zerstörung der Vielfalt: sprachliche Monokultur vernichtet Alternativen des Denkens und der Welterfassung. Auf der anderen Seite bringt Gleichheit durch Vielfalt maximale Steigerung der Entfaltung von Identität. Sie ist aber nicht wirklich konsequent durchführbar, stösst vielmehr sehr bald an Grenzen von Machbarkeit und Wirtschaftlichkeit: es wäre undenkbar, alle 6000 Sprachen der Menschheit in gleicher Weise auszubauen und zu fördern wie die grossen Nationalsprachen oder gar das Englische. Und Gleichheit durch Vielfalt birgt die Gefahr der Ausgrenzung, die letztlich zu Konfrontation und Gewalt führt.

Eine Lösung kann es nur geben, wenn Gleichheit sich verbindet mit Freiheit. Jeder Einzelne muss die Freiheit haben, seine eigene Identität zu entfalten. Aber er muss auch frei sein, über seine Identität zu verfügen, sie ohne Fremdbestimmung für sich selbst zu definieren. Was ist die Identität? Bestimmt darüber nur der Zufall der Geburt, das ungewollte Hineinwachsen in eine Sprachgemeinschaft? Sind nicht die identitären Bindungen an eine erlernte, bewusst gewählte Sprache mindestens ebenso stark und tief? Was ist die „eigene Sprache“? Ist es nur die Muttersprache, also die Sprache der primären Sozialisa-

tion, dasjenige Kommunikationsmedium, auf das der Mensch in seiner frühen Kindheit geprägt wird, diejenige Einzelsprache, mit Hilfe derer jeder von uns irgendwann einmal das Sprechen überhaupt gelernt hat? Sind „eigen“ nicht auch diejenigen Sprache, die man sich im späteren Verlauf des Lebens, oft unter Mühen, „angeeignet“ hat? Bedeutet Identität nur und ausschliesslich eine Prägung, die man als naturgegeben hinnehmen muss? Bedeutet sie nicht auch gewollte Identifizierung? Und vor allem: gibt es wirklich nur eine einzige Identität? Kann man sich nicht verschiedenen Sprachgemeinschaften zugehörig fühlen, in unterschiedlicher Weise, auf unterschiedlichen Ebenen? Muss Identität eindimensional sein? Anders gefragt: ist Einsprachigkeit etwas Natürliches?

Wir Europäer sind es ja gewohnt, in einem Staatsgebilde zu leben, in dem eine Sprache für alle Bürger obligatorisch ist und wo wir in der Sprache unserer frühen Kindheit auch eingeschult werden und die Kulturfähigkeiten Lesen und Schreiben erlernen. Aber ist ein solches Postulat universal gültig? In anderen Zeiten und anderen Kulturen verhält es sich offenbar völlig anders. Und auch in Europa ist es eher eine optische Täuschung als eine korrekte Wahrnehmung der Realität, wenn wir meinen, gesellschaftliche Einsprachigkeit sei eine Art Naturzustand. Unter allen europäischen Nationalstaaten gibt es nur einen ohne nennenswerte Sprachprobleme, ohne Minderheiten und ohne interne Mehrsprachigkeit: Island. Überall sonst ist die Mehrsprachigkeit mehr oder minder stark ausgeprägt; selbst Portugal, das als einziges europäisches Land seit dem frühen Mittelalter stabile Grenzen hat und auf dem Kontinent eine ähnlich insulare Situation einnimmt wie die ferne Atlantikinsel Island, kennt spanischsprachige Enklaven längs seiner Ostgrenze. Ansonsten gibt es sardische, friaulische und albanische Minderheiten in Italien, Sorben und Dänen in Deutschland, Waliser und gälischsprachige Schotten in Grossbritannien, Schweden in Finnland, Lappen in Schweden und Norwegen, Ungarn in der Slowakei, Russen in Litauen oder Moldavien... Die Liste der Minderheitensprachen in unserem kleinen, sprachlich vergleichsweise homogenen Kontinent ist endlos lang. Zu den alten, historisch gewachsenen Sprachkontakten und Sprachkonflikten kommen heute noch die vielfältigen Probleme der Einwanderer aus nahen und fernen Ländern hinzu: Türken in Deutschland, Algerier in Frankreich, Marokkaner in Holland, Pakistanis in England, Ukrainer in Polen... Der einsprachige Nationalstaat ist ein Mythos, selbst in Europa, wo die Idee eines sprachlich homogenen Staatsgebildes ihren Ursprung hat. Umso mehr gilt dies in den meisten übrigen Teilen der Welt, wo die Mehrsprachigkeit für die Menschen etwas so Selbstverständliches, dass sich niemand darüber aufregt. So wird es als völlig normal erachtet, dass beispielsweise ein Inder die Munda-Sprache Sora als Heimatdialekt, je nach Wohnort das indoarische Oriya oder Assamesisch oder auch das dravidische Tamil als Sprache seines Bundesstaates und das ebenfalls indoarische Hindi als gesamt-nationale Verkehrssprache beherrscht; dann kommt meist noch eine indisch gefärbte Variante des Englischen dazu. In Regionen mit hoher Sprachendichte, in Papua-Neuguinea, im indigenen Australien, an den Küsten Westafrikas oder im Amazonas-Becken, ist die Beherr-

schung von vier, fünf oder sechs Sprachen geradezu eine Überlebensnotwendigkeit. Der australische Linguist Nick Evans berichtet von seinem Ilgar-Lehrer Charlie Wardaga, dass dieser neben seiner Muttersprache Ilgar noch Marrgu, Garig, Manangkari, Gunywinngu und Iwaidja perfekt beherrscht – Englisch kann er natürlich auch! Nur in Teilen Europas, und mehr noch in der englischsprachigen US-Bevölkerung, scheint Einsprachigkeit immer noch als der gesunde Urzustand der Menschheit angesehen zu werden, während fließende Beherrschung mehrerer Fremdsprachen als ein Privileg für besonders begabte „Sprachgenies“ gilt.

Mehrsprachigkeit, nicht nur für das einzelne Individuum, sondern auch für die Gesellschaft als Ganzes, darf nicht länger als aussergewöhnlich, gar als pathologisch angesehen werden. Mehrsprachigkeit ist, in weltweitem Massstab gesehen, der Normalzustand für die grosse Mehrheit der Weltbevölkerung, auch bei Analphabeten, auch in Nationen mit einem niedrigen Niveau der formalen, schulisch institutionalisierten Bildung. Mehrsprachigkeit in einer Gesellschaft kann über lange Zeiträume hinweg stabil bleiben, ohne dass eine der beteiligten Sprachen die übrigen verdrängt.

Die Verteidigung der Mehrsprachigkeit richtet sich in den allermeisten Fällen gegen die Unterdrückung sprachlicher Minderheiten, gegen den unaufhaltsamen Vormarsch nationaler und internationaler Verkehrssprachen, gegen eine Vereinheitlichung von oben. Sie kann sich aber in seltenen Fällen auch gegen die Erhebung einer Minderheitensprache zur alleinigen Sprache einer Region richten, gegen die simple Umkehr der Herrschaftsverhältnisse, gegen eine Vereinheitlichung von unten. Einige Regionen im heutigen Spanien sind einer solchen Gefahr ausgesetzt. In Katalonien, im Baskenland, aber auch in Galicien kann der aussenstehende Beobachter, und mehr noch der im Inneren betroffene Bewohner der jeweiligen Region, durchaus den Eindruck gewinnen, dass die primären Sprecher des Spanischen heute kaum weniger in ihrer eigensprachlichen Identität unterdrückt werden als früher die Sprecher der Minderheitensprachen. Spanisch gilt als Sprache des Zentralstaates – nicht mehr als Sprache von Cervantes, Calderón und Lorca, sondern als Sprache von „Madrid“, ein Schimpfwort für ein mythifiziertes Gebilde, auf das man die Ursachen aller Übel projiziert. „Normalisierung“, das Zauberwort ganzer Generationen von Sprachwissenschaftlern, die später zu Sprachpolitikern geworden sind, ist das Programm einer sprachlichen Vereinheitlichung, bei der am Ende die Nationalsprache Spanisch nur noch eine, vielleicht nicht einmal besonders privilegierte, Fremdsprache ist, während das gesellschaftliche Leben in der Region sich einsprachig in der jeweiligen Regionalsprache entfaltet: als „normal“ gilt die gesellschaftliche Einsprachigkeit – früher Spanisch, heute und in Zukunft Katalanisch/ Baskisch/ Galicisch. So notwendig es historisch gewesen ist, der staatlichen Unterdrückung dieser Sprachen durch die Franco-Diktatur entschlossen entgegenzuwirken, so sinnvoll und unabdingbar politische Massnahmen zu ihrer aktiven Förderung immer noch sind, so bedenklich scheint es auf der anderen Seite, die gesellschaftliche Einsprachigkeit als Endziel zu propagieren. Ein

Katalane kann sich sehr wohl zu seiner katalanischen Identität bekennen und sich in bestimmten Situationen bewusst des Katalanischen bedienen; das sollte ihn aber nicht dazu bringen, seine ebenso reale, ebenso tief in seiner Persönlichkeit verankerte spanische Identität zu verleugnen und auf den Gebrauch des Spanischen zu verzichten.

Gleichheit kann nicht bedeuten, dass alle Menschen die gleiche Sprache sprechen; ebensowenig kann Gleichheit so interpretiert werden, dass ausnahmslos alle Sprachen die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten erhalten. Wahre Gleichheit kann sich nur als Freiheit entfalten. Alle Menschen müssen gleich sein in der Freiheit: sie müssen ihre Identität frei bestimmen können, und in die Lage versetzt werden, die für effiziente Kommunikation jeweils geeignete Sprache zu wählen. Das bedeutet einerseits Gleichheit durch Vielfalt: staatliche Unterdrückung von Minderheitensprachen, Verfolgung und Diskriminierung von Menschengruppen aufgrund ihrer Sprache müssen geächtet sein und bleiben; und Massnahmen zur aktiven Förderung von Sprachen sind angebracht, um der Gefahr entgegenzuwirken, dass sie aufgrund natürlicher Trägheit leise dahinstirben. Es bedeutet andererseits aber auch Gleichheit durch Einheit: nur wenn sich jeder ein Stück weit in Richtung auf den Anderen zubewegt, ist ein Zusammenleben der ethnisch-linguistischen Gruppen, die in ihrer tausendfachen Verästelung die Menschheit ausmachen, auf Dauer möglich. Im Idealfall sollte jeder Mensch wenigstens in drei Sprachen zu Hause sein: der Sprache seiner engsten Umgebung, als dem Idiom der vertrauten Kommunikation und der elementaren menschlichen Beziehungen; einer Sprache mittlerer Reichweite, insbesondere eine Nationalsprache, als primärem Mittel des Zugangs zur Bildung und zum Leben in der Nation; und einer internationalen Verkehrssprache für die Bedürfnisse einer Welt zunehmender Verflechtung und rasch wachsender Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Jeder sollte die Freiheit haben, seine Identität mehrdimensional zu entfalten, als Teilhabe an kleineren und grösseren Kommunikationsgemeinschaften, die einander nicht ausschliessen, sich vielmehr wechselseitig ergänzen und umeinander legen in konzentrischen Kreisen.

Dazu ein letztes Beispiel. Ein gebildeter Marokkaner mag als Sprache im Familienkreis einen Berberdialekt sprechen; auf dem Marktplatz benutzt er das dialektale maghrebische Arabisch; die Sprache seiner Religion ist das klassische Arabisch des Koran, das ihm auch die Kommunikation mit der gesamten arabischen Welt ermöglicht; und die Sprache der modernen Internationalität ist für ihn das Französische, möglicherweise auch das Spanische. Zu einer konfliktuellen Zerreihsprobe wird solche Vielsprachigkeit erst durch staatliche Gängelung, sei es dass eine Sprache unterdrückt, sei es dass sie aufgezwungen wird. Wenn sich Vielsprachigkeit frei entfalten kann, eröffnet sie einen immensen Reichtum. Manche Marokkaner wählen als primäre Schriftsprache das Hocharabische und bekennen sich dadurch zu ihrer orientalistisch-islamischen Tradition; andere bevorzugen das Französische und bringen dadurch ihre Orientierung an westlichen Werten zum Ausdruck; Viele schreiben in beiden Sprachen und versuchen so, die Gegensätze zu überbrücken. Daneben gibt es

eine noch in den Anfängen steckende, aber stetig zunehmende Pflege der Berbersprachen (Tamazight), vor allem in der traditionell geprägten Dichtung und Musik. Eine solche Situation kann dauerhaft stabil sein, sie muss nicht notwendigerweise zu Konfrontation oder Unterdrückung führen. Entscheidend sind die politischen Rahmenbedingungen.

In der Welt der Zukunft kommt es entscheidend darauf an, dass sprachlich-ethnische Konflikte an der Wurzel bekämpft, besser noch, dass sie von vornherein am Entstehen gehindert werden. Weder die schrankenlose Dominanz der einen Weltsprache noch die totale sprachliche Zersplitterung ist als Lösung akzeptabel. Vielleicht ist es eine Utopie, aber es muss erlaubt sein, eine solche Utopie zu entwerfen: ideal wäre eine Welt der generalisierten Mehrsprachigkeit, bei der die Bedürfnisse der Effizienz ebenso befriedigt werden wie die Bedürfnisse der Identität; ideal wäre eine Welt, in der jeder Einzelne dasselbe Recht darauf hat, ohne Unterdrückung und ohne Zwang in jeder Situation die ihm angemessen scheinende Sprache zu wählen. Ideal wäre eine Welt der Gleichheit in Freiheit.